

Die Wahrheit hinter den Dingen

MALEREI Das Regime der puren Geometrie, von Farben und Flächen: neue Arbeiten von Peter Liebl in der Staatlichen Bibliothek

VON HELMUT HEIN, MZ

REGENSBURG. Was kann man (noch) erzählen, wenn es keine Geschichten und Gestalten mehr gibt? Die Kunst ist physisch, aber sie will das Körperhafte, Erdschwere los-, sie will „rein“ werden. Abstraktion reicht da nicht, denn dieses Verfahren haftet noch am Gegenstand, transzendiert ihn nicht.

Peter Liebl gehört zu den wenigen Künstlern der Region, die über viele Jahre hinweg mit bewundernswerter Konsequenz in nachvollziehbaren Schritten ihr Werk entwickeln (oder vielleicht besser: entfalten) und dazu noch über eine eigene Vision, eine „Schau“ der Welt und der eigenen Tätigkeit verfügen.

Das platonische Reich der Ideen

Begriffe wie Vision oder Schau verweisen schon auf den Ursprung des ästhetischen Vermögens bei den Griechen. Und Liebl ist bewusst und sehr entschieden ein prä-moderner Künstler. Einer, den weniger der Reiz des Individuellen fasziniert, sondern eher die Ur-Form, der Archetyp. Ihn beschäftigt nicht die Variation, sondern das Thema. Seine Heimat, könnte man meinen, ist das platonische Reich der Ideen und nicht das sinnliche Chaos. Bei seinen figurativen Arbeiten fallen Strenge und Maß auf.

In der Staatlichen Bibliothek kann man derzeit einen neuen Liebl kennenlernen – der doch ganz der alte ist. War früher die Figur die Basis, der Träger des Ornaments, so ist jetzt der Gegenstand verschwunden. Es herrscht das Regime der puren Geometrie und, mehr noch, einer flirrenden Farbtupfen- oder -flächenmalerei. Wobei unentschieden bleibt, ob das, was Liebl



Peter Liebl zeigt neue Gemälde in der Staatlichen Bibliothek. Foto: altfoto.de

macht, Ausdruck oder Statement oder Kommentar ist.

Für letzteres spräche zumindest der Umstand, dass Liebl neuerdings seine Malerei Gedichten zuordnet. Die Schwerpunkte sind dabei unübersehbar: Klassik und Romantik (Hölderlin, Eichendorf, Mörike), ein drängendes Stück 19. Jahrhundert-Existenzialismus in religiöser Fassung (Droste-Hülshoff) und klassische Moderne

(von Benn bis Ungaretti, von Celan bis Beckett). Ganz offensichtlich handelt es sich bei diesen Gedichten in schöner Block-Handschrift um Liebls Favoriten. Und es fällt auf, dass diese Lyrik der Landschaft gilt. Wobei aber diese Landschaft nie Panorama ist, pure „Außenwelt“. Sie verweist zeichnerhaft, „intimisiert“, wird „Innenwelt“.

Dem treuen Handke-Leser fällt dazu natürlich ein, dass derlei Verhält-

nisse vertrackt und komplex und ein wenig wuchernd sind, dass man also rasch, um einen berühmten Buchtitel zu zitieren, bei der „Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“ landet.

Lyrik meldet Verluste, beschwört Sehnsüchte. Sogar Benn wird sentimental, wenn die uralte (und „urtiefe“) Farbe Blau ins Spiel kommt, das Romantiker-Banner, für das Liebl unübersehbar ein Faible hat. Lyrische Landschaften, die nicht der schönen Empirie angehören, sondern eher Platons Hinter- und Überwelt. Modelle also für alles, was es gibt. Und, vor allem, was man erleben, erinnern und vielleicht sogar wünschen kann.

Die elementare Welt

Peter Liebls Malerei illustriert gottseidank nie, sondern ist platonische Passage, Initiationshilfe, manchmal auch hermetisches Memento oder sanfter Zuruf. Diese Tupfen und Flächen repräsentieren, wonach schon die ionischen Naturphilosophen suchten: die elementare Welt, „Arche“, Ursprung und Prinzip aller Erfahrung, vielleicht sogar die Seele als Rätselort, wo sich alles findet und verläuft.

Plato sagt, dass alle Erkenntnis Erinnerung ist, dass jedes Wissen auf die Präexistenz der Psyche verweist. Alles was da ist, war schon einmal da. Der neue Peter Liebl malt nicht, als wäre alles, was ihm begegnet, eine „Sensation“, ein allererster Eindruck. Das Draußen-in-der-Welt beschäftigt ihn deutlich weniger als das eigene Innere, das zugleich Archiv und Wunschmaschine ist. Man höre nur auf den Sirenengesang der Romantiker.

Peter Liebl verschmäht die Empirie nicht, aber er malt sie, beschränkt aufs Wesentliche, so „innig“, als hätte sie die platonische Passage schon hinter sich. Als würden wir nicht mehr Fragmente, Fetzen in einem Spiegel, sondern, wie es einst hieß, „von Angesicht zu Angesicht“ erkennen.

→ Bis 5. November in der Staatlichen Bibliothek, Gesandtenstraße 13